Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Eine Schicksalsfrage an den modernen Menschen.

Der Kampf zwischen Christus und seinen Hauptgegnern, den Schriftgelehrten und Pharisäern, war letzten Endes ein Kampf um die Führerschaft im Judenvolk. Nicht als ob Christus sich jemals zum Führer des Volkes habe aufwerfen wollen und um die Führerschaft gekämpft habe. Im Gegenteil. Als sie einmal kamen und wollten ihn zum König machen, zog er sich in die Einsamkeit zurück. Für ihn handelte es sich um ganz andere Dinge. Er warb um die Seelen der Menschen. Führer wollte er nur in erbarmender Liebe sein und nur auf dem Wege zum ewigen Heil, zur Wahrheit, zu Gott. Um so ernster nahmen es seine Gegner mit dem Kampf um ihre bedrohte Führerschaft. Sie kämpften wie alle Egoisten mit leidenschaftlichem und skrupellosem Fanatismus, und rein menschlich gesprochen war dieser Kampf die äußere Ursache des Kreuzestodes Christi.

Wie sehr sich die Frage der Führerschaft zwischen Christus und den Pharisäern bisweilen zuspitzen konnte, zeigt uns das Evangelium des 2. Sonntags nach Ostern. Hier steht Jesus den Pharisäern gegenüber. Mit den Worten: „Ich bin der gute Hirt" schneidet er die Kampffrage an und verfolgt sie bis in ihre Einzelheiten. Jedes seiner Worte trifft seine Gegner wie ein Peitschenhieb, und vor der Volksmenge fällt die heuchlerische Maske von ihrer abgrundtiefen selbstsüchtigen Erbärmlichkeit. Er aber steht da wie vom Lichte der Wahrheit umflossen. Nicht als Führer auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiete, nicht als Führer zu Reichtum und Macht. Er steht da als der wahrhaft gute Hirt mit einem Herzen voll unendlicher Liebe: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe."

So ist es immer, wenn in der Geschichte der Menschheit oder eines Volkes ein wichtiger Wendepunkt eintritt. Wenn irgendwie Altes zusammenbricht und Neues sich gestalten will, dann gärt es in der Menschenseele, und zwar um so mehr, je weniger der Glaube in ihr verankert ist. In der Seele, die nicht in Gott Ruhe gefunden hat, erwacht dann die alte Unruhe, das Sehnen und Drängen und Suchen des innerlich unbefriedigten, des gottentfremdeten Menschen. Und in dieser seelischen Atmosphäre tritt regelmäßig die Führerfrage von selbst in den Vordergrund.

Zwei Umstände kommen sich hier entgegen. Auf der einen Seite die große Masse der Menschen, die in allen Fragen des seelischen und geistigen Lebens einen Führer suchen. Auf der andern Seite nur allzu viele, die sich zu Führern berufen glauben, weil sie ein Schlagwort erfunden haben und die Anhang suchen.

Damit stehen wir mitten in unserer Zeit. Gehen wir in eine Versammlung, nehmen wir eine Zeitung, eine Zeitschrift, ein Buch zur Hand, überall finden wir Menschen, die sich uns als Führer anpreisen, die um unsere Stimme, unsere Meinung, unsere Seele werben. Wer glaubt heute nicht, daß er ein Fündlein getan und den Menschen etwas zu sagen habe! Was glaubt heute nicht alles sich zum Führer berufen! Menschen, die selbst den Weg verloren haben, wollen andern den Weg zeigen. Menschen, die selbst innerlich haltlos geworden sind, wollen andern Halt und Stütze sein. Nicht zu reden von den vielen, die in den hochgehenden Wogen einer aufgewühlten Zeit im Trüben fischen wollen.

Auf diese Weise ist die gottentfremdete Welt heute mehr denn je zum Jahrmarkt des Lebens geworden. Da stehen unzählige Buden, und vor jeder preist ein stimmgewaltiger Ausrufer sein allerneuestes Mittel der Weltbeglückung an — die Mittel von gestern und vorgestern haben schon keine Zugkraft mehr — und lädt ein verehrliches Publikum zum Eintritt ein. Goldene Berge werden versprochen. Denn jeder dieser Marktschreier hat den Stein der Weisen entdeckt, den Zauberstab, unter dessen Berührung alles sich in Gold verwandelt. Alles gratis und franko. Die Kosten stellen sich hinterher von selbst ein, und Tausende haben sie mit ihrem Herzblut, mit ihrer Seele Seligkeit bezahlt. Es ist die uralte Lüge des Verführers: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest."

So sieht heute wie damals ein großer Teil derer aus, die sich mit tönenden Phrasen und blendenden Schlagwörtern anmaßen, das Volk aus dem „geistigen Sumpf" der Vergangenheit herauszuführen. Geistlose Verführer! Ehrgeizige, selbstsüchtige „Mietlinge", denen an den Schafen nichts liegt"!

Aber heute wie damals steht Christus im Kampf der Zeit um die Seelen der Menschen. Wie könnte der gute Hirt fehlen, wenn der Wolf die Herde umschleicht. Der hohlen Phrase stellt er sein göttliches Wort voll Ewigkeitswert, dem innerlich wertlosen Schlagwort die unverrückbare Wahrheit entgegen. Heute wie damals wirbt auch er in heiliger Liebe um die Menschenseele und spricht immer wieder seine Worte voll überzeugender Einfachheit, Innigkeit, Schönheit und Wahrheit: „Ich bin der gute Hirt. Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich. Der Mietling flieht, wenn der Wolf naht, weil ihm an den Schafen nichts liegt. Ich aber gebe mein Leben für meine Schafe."

Du aber, mein Freund, stehst mitten in diesem Kampf um die Führerschaft der Menschen und deiner eigenen Seele. Vielleicht ist deine Schicksalsstunde da. Wer soll dir Führer sein?

J.

Wahrheit und Friede.

Der erste Hirtenbrief des Bischofs Dr. Bares von Hildesheim.

Am Passionssonntag wurde in den Kirchen der Diözese Hildesheim das Hirtenschreiben verlesen, mit dem Bischof Dr Bares seine Diözesanen begrüßte. Der Hirtenbrief beginnt mit dem Hinweis darauf, wie schwer es dem Bischof gefallen sei, seine Heimatdiözese Trier zu verlassen und das Kreuz der Bischofswürde auf sich zu nehmen. „Also verlassen soll ich", so schreibt der Oberhirte von Hildesheim, „mein schönes Heimatland an Rhein und Mosel, die geliebten Berge meiner teuren Eifel, verlassen die Diözese Trier, mit der ich mit allen Fasern meines Herzens verwachsen bin, in der ich getauft, gefirmt, zum Priester geweiht worden, und der ich, in meinem 34jährigen Priesterwirken mit Freude und Stolz gedient habe; verlassen mein liebes, altehrwürdiges Trier am schönen Moselstrand, Triers Heiligtümer, die bedeckt sind mit der Patina von fast zwei christlichen Jahrtausenden, Triers Apostelgrab im Süden der Stadt, von wo St. Matthias, der Herold des Glaubens aus erster Stunde, so sichtlich den Glauben von Stadt und Land schirmt in unseren Tagen, Triers heißgeliebten Boden, der reich getränkt ist mit Märtyrerblut, so daß die Sage geht daß Blut hervorquillt, wenn du eine Handvoll Trierer Erde pressest; verlassen soll ich meine mir ans Herz gewachsene Wirkungsstätte am Priesterseminar, wo ich seit 20 Jahren arbeiten und die priesterliche Jugend einer großen Diözese ihrem apostolischen Berufe entgegenführen durfte; verlassen ein kerndeutsches Volk, in dem bis zur Stunde etwas nachzittert von dem Glauben, der von Rom her in der Frühlingszeit des Christentums ins Land der Treverer verpflanzt worden — o, Ihr versteht es, wie da einem das Herz bluten kann, wenn man das alles verlassen und in ein Land ziehen soll, das man nicht kennt." Zu diesem Abschiedsschmerz geselle sich, schreibt der Bischof weiter, die Furcht vor der Last des bischöflichen Amtes. Nur der Gehorsam gegen den Stellvertreter Christi und die Hoffnung auf das Gebet seiner Diözesanen gebe ihm Kraft und Vertrauen. „Heimatlos für Euch geworden, finde ich im Glauben meine Heimat unter Euch wieder, da, wo Eure Seelen sind, deren Sorge Gott auf meine schwachen Schultern legt . . . Und die Liebe, die in meinem Herzen glüht, die soll, die wird fortan Euch gehören, ganz und ungeteilt, der Diözese Hildesheim, die mir als Braut in heiligem Bunde angetraut worden ist."

Dann spricht Bischof Dr. Bares über den Inhalt des von ihm gewählten **Wahlspruches: Veritas et pax — Wahrheit und Friede**, Gott ist die Wahrheit. Ist das nicht die tiefste Erklärung von Wahrheit, geboren in jener denkwürdigen Stunde, da der heidnische Skeptiker Pilatus die ganze Verzweiflung des wahrheitsuchenden Heidentums in die Frage kleidete: „Was ist Wahrheit?", und da die menschgewordene Wahrheit die Antwort gab: „Dazu bin ich geboren, und dazu bin ich in die Welt gekommen, um Zeugnis abzulegen für die Wahrheit!" So verstehen wir, warum Christus von sich selbst sagt: „Ich bin das Licht der Welt."

Licht der Welt war er durch sein Wort, Licht der Welt war er durch sein Leben, in dem er das wahre Ideal des christlichen Lebens in einem ergreifenden Anschauungsunterrichte verkündete und uns zu seinen Nachfolgern aufrief. Und dieses Licht sollte nie mehr erlöschen; es sollte fortleuchten und weiterstrahlen durch die Jahrhunderte bis an das Ende aller Zeiten. Darum gab er den Aposteln und ihren Nachfolgern den Auftrag: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" Christus hatte das erste Wort gesprochen. Nach Jahrtausenden wird Christus durch die Kirche das letzte Wort sprechen, und das letzte Wort wird dem ersten aufs Jota gleichen. Deshalb liegt ein tiefer Sinn in der Zeremonie der Bischofsweihe, wo dem Bischof das Evangelienbuch auf die Schultern und dann in die Hände gelegt wird; er rückt eben mit diesem Tage ein in die Reihe der von Christus bestellten Hüter und Herolde der Wahrheit; er soll als Nachfolger der Apostel von Amts wegen die Wahrheit predigen, die ganze Wahrheit rein und unverstümmelt, ob „gelegen oder ungelegen" unbekümmert um den Geist des Stolzes, der die Wahrheit in sich selbst zu finden glaubt, unbekümmert um den Geist der Lüge, der die göttliche Wahrheit fürchtet oder haßt. Steigt er auf die Kanzel, dann steigen mit ihm hinauf neunzehn Jahrhunderte, die Zeugnis ablegen für die Wahr-

---

Für unsere Kleinen.

Zum Lachen.

Es war einmal ein kleiner Junge, Hans mit Namen. Der plagte sich gerade mit dem Einmaleins, aber es wollte nicht in seinen dicken Kopf. Da rief mitten hinein die Mutter aus der Küche: „Geschwind, Hans, lauf ins Dorf und hol ein Päckle Zichorie, sonst gibts keinen Nachmittagskaffee!"

Unser Hans ließ sich das nicht zweimal sagen; denn er war froh, daß er sich von der Schulaufgabe drücken konnte. Die Mutter mußte ihm die schwere Bestellung noch dreimal vorsagen, und dann sprang er — wie aus der Pistole geschossen — davon. So oft es um eine Ecke ging, wiederholte er: Ein Päckle Zichorie, ein Päckle Zichorie; denn wenn sein Kopf auch groß war, so war sein Gemerk doch klein. Da er aber den Duft von frischem Kaffee schon in der Nase zu spüren vermeinte und die großen Rosinen ständig vor Augen sah, die im Gugelhupf steckten, so wollte ihm die Straße zum Dorf schier zu lang werden, und er dachte: Ich springe gleich über den Berg, da schneide ich ein gut Stück Weg ab, und es gibt eine halbe Stunde eher etwas für meinen Magen. Gedacht, so getan! Wie er nun so keuchend den Berg hinaufspringt und ihm der Schweiß aus der Haut tropft, kommt ihm das Laufen fast so schwer vor, wie das Einmaleins lernen. Aber er denkt, gleich bin ich droben, und richtig sieht er schon unten das Dorf liegen.

Da sagt er noch schnell: Ein Päckle Zichorie — nimmt einen Anlauf und rennt mit Riesensprüngen auf der anderen Seite hinunter. Aber er stolpert in der Eile über einen Stein, der da im Wege lag, und kollert — heidi — kopfüber den Berg hinab. Wie er unten ankommt, weiß er zuerst nicht, ist der Kopf oben oder unten, und es dauert eine ganze Weile, bis er richtig auf den Beinen steht. Gleich denkt er wieder an den schwierigen Auftrag und sagt im Weitergehen vor sich hin: „Ein Zickle Päckorie, ein Zickle Päckorie" — und merkt nicht, der dumme Hans, daß er die Silben verdreht hat, so wie er vorhin Kopf und Beine verwechselt hatte. Er rennt also ins Dorf zum Krämer, reißt die Ladentür auf und schreit, daß die Wände wackeln: „Ein Zickle Päckorie für Muttern!" Der Kaufmann legt die Hand ans Ohr und zwickt das rechte Auge ein. „Was schreist du so? Ich höre immer noch gut. Ein.... was sollst du holen?" — „Ein Zickle Päckorie." Der Krämer denkt, der Lausejunge will mich zum Besten halten, langt mit seiner Hand, die breit ist wie eine Mehlschaufel, über den Ladentisch und gibt unserm Hans eine Backpfeife, die sich gewaschen hat.

„Ei, was sollst du holen?"

„Ein Päckle Zichorie", sagt weinend der Hans.

„Das hab ich mir gleich gedacht", sagt da der Kaufmann und gibt ihm das Gewünschte.

Stimmen aus dem Tierpark.

Der Marabu.

Im fernen, heißen Afrika,
da wohn ich, allen Orten nah,
wo man als Regel es betrachtet
und Rinder, Ziegen, Lämmer schlachtet;
denn Aas und derlei Ueberreste,
die munden immer mir aufs beste.
Doch bin ich keineswegs gefräßig,
ich selber halte mich für mäßig:
ein zartes, junges Krokodil
ist mir als Frühstück nicht zu viel.
Ich bin zwar kahl und ohne Schopf,
doch hab ich einen hübschen Kropf,
drum nennt mich der Araber auch
mit Anerkennung „Vater Schlauch".
Man schilt mich häßlich — Gott, ich lache
denn Schönheit ist nur Ansichtssache.
Ich trage meines Lebens Bürde
als Philosoph mit stiller Würde
und lasse mich von keinen Dingen
aus meinem stolzen Gleichmut bringen.
In Indien bin ich angesehen,
dort darf ich auf die Märkte gehen,
da schaff ich Sauberkeit — was nützt —
weshalb mich das Gesetz beschützt.

Das Kamel.

Ich bin ein Haustier. Ohne mich
da gings' dem Menschen fürchterlich.
Durch Sonnenbrand und Wüstenweiten
kann tagelang man auf mir reiten,
und schlepp ich unter Durst und Fasten,
wenn auch verärgert, schwere Lasten.
Aus meiner Wolle webt man Decken
und meine Milch pflegt auch zu schmecken,
mein Dung — ich muß ihn leider nennen —
ist, wo kein Holz wächst, gut zum Brennen.
Da man von mir rein nichts verachtet,
so werd ich schließlich noch geschlachtet.
So schwer ich schaffe und mich quäl,
zum Dank heißt man mich ein Kamel.
Mein Rückgrat, das ist nicht verbogen,
wer anders sagte, hätt gelogen,
aus Fett der Höcker ist nicht Bürde,
er ist in meinen Augen Zierde.
Mein Vetter mit zwei Höckern, der
hat's auch im Leben elend schwer
und — erntet er denn Dank dafür?
O nein, man schilt ihn Trampeltier.
Wird man verspottet und verlacht,
was Wunder, daß dies störrisch macht.

Das Werkzeug Gottes.

Novellette von Harry Wieu.

Nachdruck verboten.

Sie lebten in der großen Stille: Pak, der Mann und Frede, das Weib.

Sie wußten von weit her gekommen und hatten wiewandern Gruß, gegen Mark Wort. Sie waren Hirten Vogelgegangen; Hirten wie Tiere. Einen hatte auf ihren schweren Schritten Mühsal, Hoffnung, Hunger und Durst begleitet. Auf Wanderung, hatte ihn auch ihre aus ihre Stirnen gebrannt. Die kluge Lattine sie gesucht gefunden, als wußten sie sich Namen gegeben einer Winterlinde. Sie hatten sich niedergeschlagen, daß man, wie groß sie eigentlich waren. Das Weib reichte mit ihrem Scheitel nahezu bis zur Stirn des Mannes.

Nahe den Hütten, ferner, fernab von aller Siedlung, saßig der Niederhütte mit der Kraft seiner gewaltigen Arme. Die Wohnstätte auf Kerrichend zog seine Höge durch den Lack der Klamm, die er gründ. Sie war ein Haus, ein Stall, mit der Schirt des wilden Vogels in den Ritzen waren die einzigen Laute, die die Stille zerrissen, die wie Mauern um zwei Menschen stand.

Jahr um Jahr zog. Sie litten nicht Not. Die Natur ihren Zehnte von gezogen. Und sind sinnen der Wald nicht vor, und sind Frucht der Erdboden nicht gab, den sie bearbeitet hatten, die hatte das Wild, das Hundertfaches Mahr schon aus einer Gegend, wo Dieder waren.

Während die Gefährten sein war, schaffen den riesenhaften Mann die Gedanken. Er trieb sie hin und her. Seine Hand hatte wieder die Gebuld, die Art zu heben, um den Hammer oder den Zeichen. Schließlich — und das wiederholte sich schreckend — warf er das Arbeitsgerät fort, sagte einen Fluch aus, und sann und sann. Und sann, bis er verschwiegen konnte, und wortete. Dann und wann zog er eine alte, verbeulte, silberne Uhr aus der Tasche und verglich dieser den Weg des Lichts. Und wie die Stunde überschritten, zu der die Wanderin Zeit zurück sein sinnen, wurde der Mann bleich wie der Tod. Und seinen Zähnen zwang sich der Knirrend den Schrei, der kommt. Die Angst peinigte sich zu einer Qual, die sich beherrschen mußte, um sich nicht in einem wahnsinnen Lamentieren Luft zu machen, wie ihn das Tier der Wildnis ausstößt in seiner Pein.

„Sie kommt nicht wieder — nicht wieder", stöhnte er.

Und er sah sie hallungen vom einsamen Platz der Stubbe und, der großen Städten zu. Aus sie weiter sie kam, um so sicher wurde die Gewißheit, daß sie Frauen sie hat heute kann. Sie, sie durfte sich ja überallhin wagen. Die Verdacht, der auf ihn lastete, lastete ja nicht auf sie. Da er genau wußte, daß sie den Frauen nicht zu verraten, daß nicht er den Menschen erschlagen, der ihn als Knicker gebannt, war es unsinnig. Und wenn er es auch unsinnig und besonnen, daß er den Frauen nicht anlagen konnte lassen im Stehen, als es zerfallen mußte, daß er sie ihn menschen wollte, niemand hätte ihn geglaubt. Weshalb hätte er sich doch dem Verdacht ausgesetzt und es darauf ankommen lassen, als es seine Unschuld anerkennen wollte oder nicht? wenn nicht das Weib gewesen wäre, das Weib, wohnerig, schweigsame. Sie, wenn man ihn erforderte? Sieben Jahre misstrieb? Vierzehn oder noch mehr? Er wollte das Weib nicht lassen, das sich ihm wieder Wilden vermählt; daß, einmal sein Mund gesprochen, die Pflichten verwichene, sinnig, getreu und voll Gehalt, das aber nie ein Liebeswort für ihn hatte, nie

preßlich, und der in finsterkarren Katzbrezzen sich zu entleiden brohl, als daher, daß man sich von den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit abgewendet hat, daß man Christus alles Friedens Grund- und Fundamentsteinen, verlassen hat.

Da, nur Christus kann die Menschheit aus dem Elend des Unfriedens retten, weil nur Christus die Quelle verspuhen kann, aus der dieses Elend sich die Sünde. Zwischen hat er in seiner Stunde, da er mit den Friedensgruße in die Welte der Apostel trat, seinen Jüngern Sendung und Macht verliehen, die Sünden nachzulassen. Mit dieser Sendung, mit dieser Macht und Fülle des Heiligen, der alle Trennhinder des Gottesfriedens kennt, der als Zeuger der Binde- und Lösegewalt das Portal zum Frieden Christi öffnet, der vom Anfangen beruhte in Gott, in Friedensliegen zu schlagen zwischen Gott und der sündigen Menschheit, den Friedensbogen auch zu schlagen über der seiner Sorge anvertraute Herde, über Dorf und Stadt bis zur äußersten Grenze seiner Diözese.

Das Hirtenschreiben schließt mit den Worten: „In wir erkennen den Klange des Marienmajes wieder der Dichter in der Lichtprozession in den Wäldchen eine dreieinige Kerze an und singt heimlich jubelnd seine Stimme jubelnd hoher tragend, die Worte: Inmen Christi! Und es vereinigen Responsorien antwortet der Chor der Sänger: Dem gratias! Licht Christi — Gott sei Dank! So komme ich von dem Worte der Bischofsworte zu Euch, zu Euch, Geliebten tragend den Licht der Wahrheit, das bestimmt ist, leben zu erleuchten, der in diese Welt kommt, die Finsternis des Irrtums und der Unwissenheit zu verscheuchen: Inmen Christi, in Christi Licht, Christus Licht ist der wahre Licht der Welt, der die einzige Wahrheit ist. Nehmet es auf, bleibe Gottesliebt, und lasset es leuchten im Werk und im Leben! Das ist Euer Dank gegen Gott für die großen Gnaden, die uns vielleicht mächte ich bleiben Diakonen! vom Karsamstag weiterführen, ihr einen hinzugehen und nicht nur heute und, sondern dankerfüllt das ganze Jahr hindurch: Christi — Friede Christi! In heiliger Gottesliebe komme ich zu Euch, und in der Hand trage ich diese andere leuchtende Botschaft, den Frieden Christi, Christus bringt den Frieden des höheren Blutes Christi, ist wie die erbarmende Liebe seines heiligen Herzens, aus dem er geboren ist.

Nehmet ihn auf, diesen Gottesfrieden, und bewahret ihn! Er wolle, er verlache, er triumphiere in Euren Herzen! Ja, der Friede Gottes, der alles Denken übersteigt, bewahre Eure Herzen und Gedanken in Christus Jesus, unserm Herrn!"

Ein Kronprinz als Boxer.

Kronprinz Wadschirawudh von Siam

ist ein begeisterter Freund des Boxens. An den Boxkämpfen der Universität in Philadelphia, wo er studiert, nimmt er eifrig teil.

Lori.

Von Bernhardine Alma.

Nachdruck verboten.

Lori spielte im Zimmer ihrer Großmutter vor der ganzen Familie. Jauchzend durchfloß die Sehnsucht in den Violintönen die Stunde. Die Klänge jubelten und weinten — und sie waren Musik; noch suchend und ringend, noch tastend und unfertig — aber bei all diesem Suchen und Nichtfinden, bei all diesem Ringen und Nichterfassen über alle Maßen schön.

Und dann ließ Lori Bogen und Violine sinken:

„Großmama, die Eltern wollen, daß ich im Herbst als Kontoristin in Onkel Roberts Geschäft eintrete — aber ich kann nicht! Ich will eine große Geigenkünstlerin werden — bitte, bitte, hilf du mir!“

Die verwitwete Generalin neigte sich tief und sah die heiße, dunkle Not in den Mädchenaugen brennen, und sie strich beruhigend über das schwarze Haar und versprach: „Ich werde dir helfen, Kind!“

Da brach die Erregung der ganzen Familie los. Aus dem Stimmengewirr hoben sich die Worte von Loris Vater: „Ich bitte dich, Mama, Lori solches nicht in den Kopf zu setzen“, sagte er scharf; „ich will gewiß das Beste für sie. Aber für ein künstlerisches Studium reicht weder ihr Talent aus noch ihre Gesundheit. Von den Kosten einer solchen Ausbildung ganz abgesehen.“

Die Generalin lächelte ein feines und zartes Lächeln.

„Da ich an Loris Zukunft glaube, ist es doch klar, daß ich die Kosten der Ausbildung trage.“

Die anderen widersprachen, nur Loris Mutter schien glücklich, wie ihr Kind. Und die Generalin beharrte bei dem, was sie gesagt. In Loris Augen erstrahlte endlose Dankbarkeit.

*

Der berühmte Violinvirtuose Professor Meierhofer übernahm Loris Unterricht und fand viel anerkennende Worte für ihre raschen Fortschritte, ihre schnelle Auffassung und tiefe Empfindung. Ein unaufhörliches Wogen von Tönen und Melodien umgab die kleine Lori; jede Schwere fiel von ihr, wenn sie die Violine zur Hand nahm. Dann entrückte alles Wirkliche in Wesenlosigkeit, und Träume liehen sich das heiße Herzblut des Lebens. So sehr hatte sie sich der Kunst hingegeben. Professor Meierhofer versprach sich viel von ihrer Zukunft, und darum redete er zu Magda Riedberg von der kleinen Lori und ihrem großen Talent. Magda Riedberg, die weltberühmte Geigenkünstlerin, die vor langen Jahren gemeinsam mit Meierhofer den Weg zur Höhe gewagt — ringend und kämpfend und nicht besiegt — lächelte voll heimlichen Wehs zu seinen Worten. Denn die Höhe der Kunst dünkte sie nicht so schön wie der gefahrvolle Weg empor, und sie litt, daß sie ihn hinter sich hatte; wie sie an der Teilnahme litt, die der Professor seiner jungen Schülerin entgegenbrachte. Seit den Tagen, da sie gemeinsam gerungen, gekämpft und sich gesehnt, stand er ihrem Herzen so nahe wie niemand sonst. Er aber hatte in herrischem Künstlertum ihre Schönheit nie gesehen, das scheue Drängen ihrer Jugend nie erkannt.

So kam es, daß Magda Riedberg die kleine Lori haßte, von der sie nur wußte, daß Meierhofer sie für eine geniale Musikerin hielt.

Diese Annahme veranlaßte ihn, Lori früher als seine anderen Schüler vor die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Sie sollte, nachdem er sie kaum ein Jahr lang unterrichtet, ihr erstes, eigenes Konzert geben. Er selbst leitete die Orchesterproben, und das junge Mädchen ging wie eine Nachtwandlerin durch diese Tage, unwiderstehlich angezogen von dem flimmernden Lichte der Kunst.

Endlich war der große Tag da. An der Seite Meierhofers betrat Lori das Podium des Konzertsaales, in dem alle Lichter aufgeflammt waren. Sie sah auf einmal sehr blaß aus; das lichte Seidenkleid stand ihr gut.

Aber sie kam sich fremd und verlassen vor; ihr Blick konnte nichts aufnehmen, alles zerfloß ihr in einer aufdringlichen, lieblosen Helle. Da klangen die ersten Töne im Orchester auf und erfüllten die feindliche Leere, die sich um Lori auftun wollte, mit vertrauter Musik. Nun begann ihr eigenes Spiel — rein und kraftvoll, dabei innig und süß.

Das Publikum entrückte ihr ganz weit, die Lichter verloren die grelle Schärfe, nichts beunruhigte sie mehr. In wundervoller Harmonie schmiegte sich das begleitende Orchester den Tönen ihrer Violine an; alles war gut und schön.

Nach dem ersten Teil setzte der Beifall stark und aufmunternd ein. An der Seite Meierhofers mußte sich Lori mehrmals dankend verneigen, wobei ihr einfiel, daß die Mutter ihr Kleid unter der Schärpe mit einer Sicherheitsnadel geschlossen hatte. Ob diese wohl noch festhielt?

Gerade in der ersten Reihe war ein leerer Platz, der seltsam traurig aussah.

Loris Gedanken entrissen sich der Macht ihres Willens, sie wurde auf einmal mutlos und verzagt. Bis eine lächerlich kleine Frage sie zu quälen begann. Hatte sie die Milch für das morgige Frühstück auch richtig in den Eiskasten gestellt?

Der Dirigent hob den Taktstock. Loris Spiel setzte diesmal zugleich mit dem Orchester ein. Nun kam die schwerste Stelle: rascher Lauf durch zwanzig Takte hin. Wie eine Kette weißer Perlen klang es unter Loris Fingern auf, aber die Schmerzen in ihrem Rücken zogen sich in die Rippen und brannten wie Feuer; ein mühsam unterdrückter Husten beengte ihr die Brust. Endlich war die Klippe überstanden und sie hatte eine kurze Pause. Sie starrte in den Zuschauerraum und gewahrte das hilflose Gesicht der Mutter. Wenn nur die Schmerzen nachlassen wollten! Während sie weiterspielte, war es ihr, als ob sie sich nicht mehr aufrecht halten könnte. Die Violine hatte sie ja so elend gemacht. Die Violine lebte von ihrem Leben, zog ihr das Blut aus den Adern, die Jugendstärke aus den Gliedern; war wie ein Feind gegen sie!

Lori mußte ein paar mal aufhusten, weshalb sie um einen halben Takt zu spät kam. Sie wollte den Irrtum gut machen, griff einen falschen Ton, wurde unsicher, setzte ganz aus. Stand da in Leere und Trostlosigkeit, unfähig zu einer Bewegung, einem Gedanken. Bis Meierhofer sie an der Hand nahm und ins Künstlerzimmer führte. Dann kehrte er in den Saal zurück, das Publikum zu beruhigen.

Lori war nicht lang allein. Die Eltern und die Großmama und Onkel Robert drängten herein. Mit großen, leeren Augen sah das Mädchen ihnen entgegen und sagte nur leise, wie entschuldigend:

„Ich habe solche Schmerzen!“

Und niemand fand in diesem Augenblick ein Wort des Trostes, der Anteilnahme für die Verstörte. So sehr enttäuscht war die Familie von diesem ersten Mißerfolg; so schwer lag selbst in diesem Augenblick die teure Ausbildung zwischen Lori und den ihren. Dann erschien Professor Meierhofer, von einer Dame gefolgt, im Künstlerzimmer. Es war Magda Riedberg, die dem Konzert beigewohnt hatte. Erst hatte sie Loris Jugend, ihr Zusammenspiel mit Meierhofer, ihr reiches Talent gequält, den heimlichen Wunsch nach einem Mißerfolg geweckt. Dann aber war ein Mitleid in ihr aufgeflammt, wie sie ein solches nie gekannt. Wie das Mitleid einer Mutter war es gewesen, das helfen und trösten will.

Der Professor versuchte, von den Verwandten unterstützt, Lori zum nochmaligen Spiel zu bewegen. Entsetzt blickte diese um sich, sah in allen Mienen den gleichen, fordernden Wunsch. Selbst das sonst so gütige Antlitz der Großmama erschien ihr fremd und streng. Nur zwei Augen waren in verstehendem Mitleid auf sie gerichtet, daß sie wie schutzsuchend nach den Händen der Unbekannten griff. Und Magda Riedberg zog Lori liebreich an sich und flüsterte ihr zu: „Mein armes Kind! Sie werden doch noch eine große Künstlerin werden!“

Dann wandte sie sich an Meierhofer: „Sie waren zu früh mit dem ersten Auftreten, Professor. Es ist Ihre Schuld. Dafür spielen Sie jetzt ein Orchesterstück zur Beruhigung des Publikums! Die Kleine muß nach Hause!“

„Und wollten Sie nicht einspringen?“ fragte der Professor in seiner letzten Hoffnung.

Der Ehrgeiz der Künstlerin war in sich zusammengebrochen; über ihn triumphierte die mütterliche Güte der verstehenden Frau. „Nein, das kann ich nicht. Das wäre grausam und herzlos!“

*

Die Generalin war mit Lori auf den Semmering gefahren, denn der Arzt hatte an dem jungen Mädchen einen gefährlichen Lungendefekt konstatiert. So sollte es sich denn erholen und gesund werden, um dann in Onkel Roberts Geschäft einzutreten. So hatte es der Familienrat bestimmt.

Diese Tage am Semmering aber waren voll Schönheit. Ueberall lag Schnee, und glitzernde Eiskristalle hingen an den Dächern der Häuser. Die Berge waren in ein blendendes Silberkleid gehüllt, und der Schnee, die Häuser und Gehöfte mit zartem Zierrat schmückend, legte stille Unberührtheit über die weiten Felder, machte alles wunschlos und traumgebannt.

Aber dann kamen die Briefe von zu Hause, die Lori so sehr fürchtete. Denn jeder sagte ihr, daß das Leben nicht dort zu Ende war, wo die Berge aneinander sich schlossen, sondern daß es weiter flutete und keinen ans Ufer flüchten ließ. Die Briefe erzählten, riefen, forderten.

Aber je kräftiger Loris Gesundheit wurde, desto stärker ward in ihr die Sehnsucht nach dem Künstlerberuf. Wie sollte sie ihn erreichen? Sie konnte nach dem Vorhergegangenen die Hilfe der Großmama nicht weiter erbitten. Wenn kein Wunder kam, mußte sie Kontoristin werden. Und dann war es wohl vorbei mit all den schönen Träumen für ewig.

*

Nur wenige Tage trennten Lori von der Heimkehr ins Elternhaus, von dem verhaßten Beruf, von der endgültigen Preisgabe ihrer Künstlerhoffnung.

Und dann kam das Wunder, von dem sie geträumt, ohne es zu hoffen, das Wunder, das aus den Händen, aus dem Herzen der großen, gütigen Frau kam.

Lori war gerade allein in ihrem Hotelzimmer, als Magda Riedberg bei ihr eintrat. Draußen war schon Frühling gekommen, legte Sonnengold auf den Schnee der Berge und streichelte zartes Grün aus den Knospen an den Sträuchern und Bäumen. Einen schweren Kampf hat der Frühling im Gebirge zu kämpfen, weil jeder Kampf um so schwerer ist, je heiliger die Höhe ist, auf der er ausgerungen wird. Aber um so herrlicher ist solch ein Höhensieg. Keiner in der Ebene weiß, wie herrlich der erste Sonnensieg im Gebirge ist!

„Was wünschen Sie, bitte?“ fragte Lori befangen.

Magda Riedberg griff nach ihrer Hand. „Kennen Sie mich, mein Kind?“

„Sie sind eine große Künstlerin und eine gütige Frau“, antwortete Lori leise.

„Und ich will Ihre Lehrerin sein, Ihre Führerin auf dem Wege zum Sieg und Ihr Triumph soll mein Lohn sein. Wollen Sie sich mir anvertrauen, Kind?“

Da war ja das Wunder, das große, das herrliche Wunder, das aus träumender Erwartung in die Wirklichkeit treten wollte.

„Des Professors Ehrgeiz hat Sie mit dem Studium überanstrengt“, fuhr Magda fort, „ich will Sie langsam ausbilden, will Sie mit Liebe und Sorgfalt für Ihr nächstes Konzert vorbereiten. Nun, sagen Sie gar nichts?“

„Wie soll ich Ihnen danken!“ stammelte Lori.

„Mein Kind, Sie haben mir nichts zu danken, denn durch Sie habe ich erkannt, daß es mehr gibt, denn eigenen Ehrgeiz, mehr als die Sehnsucht nach eigenem Ruhm und eigenem Glück. Daß es eine höhere Liebe gibt als die, die den Weg des Verlangens geht. Ihre Jugend versteht mich noch nicht; mögen Sie mich nie verstehen lernen!“

Da neigte sich Lori über die Hand der Künstlerin, über die gütige, führende und mütterliche Hand.

„Mit Ihrer Familie werde ich alles ausmachen“, sagte Magda wiederum, „mit Ihrer Großmama habe ich schon gesprochen und ich kann Ihnen verraten, daß ich auch ihr einen Herzenswunsch erfüllt habe.“

Das Sonnenlicht des jungen Frühlings brach sieghaft durch die Fenster und hüllte das ganze Zimmer in goldenes Leuchten ein.

Jenachdem.

Lehrer: „Ist das Wort „Hose“ nun Einzahl oder Mehrzahl?“

Schüler: „Oben ist es Einzahl und unten ist es Mehrzahl.“

Vermischte Nachrichten.

Die zwei Hoover des Weißen Hauses.

Neuyork, den 8. April.

Im Weißen Hause leben gegenwärtig zwei Hoover. Der eine ist, wie die ganze Welt weiß, der vor kurzem gewählte Präsident der Vereinigten Staaten, während der andere einen viel bescheideneren Posten bekleidet: er ist Portier im Weißen Hause, der Residenz des Staatsoberhauptes. Der erste heißt, was wiederum jeder wissen dürfte, Herbert mit Vornamen, der zweite nennt sich Richard.

Nun ist es aber Richard Hoover, dem Portier, der seit vielen Jahren seines Amtes im Weißen Hause waltet und bereits vier Präsidenten mehreremal am Tage die Tür zu öffnen hatte, längst zur Gewohnheit geworden, [illegible] telephonischen Anrufen sich einfach als „Hoover aus dem Weißen Hause“ zu bezeichnen, was ja auch in Anbetracht seines langen Dienstes nicht wundern darf und bis vor kurzem durchaus kein Aufsehen erregte.

Während der letzten Präsidentenwahlen hat Richard Hoover, obwohl selbst Mitglied der republikanischen Partei, nicht für seinen Namensvetter und Parteigenossen, sondern für den Gegenkandidaten der Demokraten, den Neuyorker Bürgermeister Al Smith seine Stimme abgegeben, eben weil er befürchtete, daß Hoovers Sieg und Uebersiedlung nach dem Weißen Hause ihn, den im Dienste ergrauten Portier des Präsidentenhauses, dank seinem fatalen Familiennamen zur Zielscheibe allgemeiner Spötterei machen würde. Zumal da er seine Gewohnheit, sich „Hoover aus dem Weißen Hause“ zu nennen, nicht los werden konnte.

Die Befürchtungen des armen Portiers sollten sich als berechtigt erweisen. Am schlimmsten sind die jungen Damen aus der Telephonzentrale des Weißen Hauses, die sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus machen, Richard Hoover zu ulken und zu ärgern. Wenn er die Zentrale anruft, um eine telephonische Verbindung zu erlangen, was oftmals am Tage geschieht, und gewohnheitsmäßig „hier Hoover aus dem Weißen Hause“ sagt, so erwidert ihm die lustige Telephonistin jedesmal: „Hier Marie-Antoinette. Mit wem wünschen Sie zu sprechen? Mit Napoleon?“

Und wenn jetzt im Weißen Hause jemand sagt: „Hoover hat angeordnet...“ oder „Hoover will...“, so antwortet man ihm stets mit der in den wenigen Wochen seit dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stereotyp gewordenen Frage:

„Welcher Hoover?“

Stargagen und Artistenelend.

Der Versuch der deutschen Opernintendanten, durch eine Gagenkonvention die Höchstgrenze für Spielhonorare mit 1000 Mark oder 1700 Schilling pro Spielabend festzusetzen, um sich gegen die übertriebenen Ansprüche der Stars zu schützen (vgl. Nr. 4 der „Schöneren Zukunft“), ist mißglückt: das Landgericht Berlin hat die Vereinbarung als gegen die guten Sitten verstoßend aufgehoben. Für bestimmte Künstler waren in der Gagenkonvention bekanntlich Ausnahmen vorgesehen, die Opernsängerin Frau Jeritza z. B. forderte für einen einzigen Berliner Abend die zwölffache Höchstgage! — Der Tenor Mac Cormack bezog im Jänner d. J. in New-York für den Vortrag zweier Lieder im Rundfunk 10000 Dollar, auf seinen Konzertreisen erhält er für den Abend 20000 Dollar, der Meistergeiger Fritz Kreisler und der Pianist Paderewski bekommen für jedes Auftreten 3000—3500 Dollar, der Dirigent Toscanini 2500 Dollar, der Variétéstar Mistinguette 6000 Franken, ebenso die Tänzerin Raquel Meller. Die russische Tänzerin Anna Pawlowa erzielte bei einem Tanzabend in Paris eine Einnahme von 40000 Franken. — Im Gegensatz zu diesen wenigen vom Glück Bevorzugten steht das Elend der mittleren und kleinen Artisten. Bessere Gagen können fast nur durch lebensgefährliche Leistungen erzielt werden. In vielen Ländern sind die Artisten, gesetzlich nicht geschützt, der Willkür der Direktoren ausgeliefert. Die Gehälter der Variététänzerinnen sind manchmal so niedrig, daß diese der Prostitution oder dem Mädchenhandel verfallen. Die internationale Artistenorganisation teilte kürzlich einen hierfür bezeichnenden Fall mit: In einer Zeitung erschien eine Anzeige, nach welcher „Tänzerinnen oder tanzbegabte Damen“ für langfristige Engagements bei guter Bezahlung gesucht wurden. Eine daraufhin sich meldende Bewerberin erhielt zunächst die Auskunft, es sei keine Stelle frei, nachdem man aber ihr Äußeres einer genauen Prüfung unterzogen hatte, wurde ihr folgendes Angebot gemacht: Reisespesen dritter Klasse, täglich 4.50 Mk., bei nacktem Auftreten 6 Mk.! Vor einiger Zeit wurden 30 junge Mädchen aus Deutschland mit einer Girltruppe nach Amerika engagiert; nach einigen Monaten wurde ihnen das ausbedungene Gehalt von 65 Mk. monatlich auf 15 Mk. herabgesetzt mit dem Bedeuten, sie könnten das übrige für ihren Unterhalt Notwendige „auf andere Weise“ verdienen. Das österreichische Bundeskanzleramt hat, um solche Vorfälle nach Möglichkeit zu verhindern, angeordnet, daß Paßbewerber, die dem Kunstpersonal angehören, dem Paßgesuche ihren Engagementsvertrag zur Prüfung beifügen müssen, wenn sie sich zum Antritt eines Engagements ins Ausland begeben wollen. („Schönere Zukunft.“)

500 Pfund für den besten deutschen Roman.

Der englisch-amerikanische Verlag Harper and Brothers (London-Neuyork) hat einen Preis von 10000 Mark (500 Pfund) für den besten deutschen Roman oder die beste deutsche Biographie des Jahres 1929 gestiftet. Die angebotenen Werke müssen unveröffentlicht sein und von Verfassern stammen, die vor 1920 kein größeres Werk der Art herausgegeben haben. Nähere Bedingungen des Wettbewerbes durch den Schutzverband deutscher Schriftsteller, Berlin W 57, Bülowstraße 22.

Ehestrategie.

„Warum quälst Du eigentlich Deine Frau so?“ fragt der Freund. „Den Frauen muß man als Ritter gegenübertreten.“

„Ritter? Pah, es genügt manchmal noch nicht einmal, wenn man als Artillerist auftritt.“